

Gerhart Baumann<sup>1</sup>

Continuität in der Vergänglichkeit –  
»... von nichts ausgeschlossen«<sup>2</sup>

I

Über Vergänglichkeit

Noch spür ich ihren Atem auf den Wangen:  
Wie kann das sein, daß diese nahen Tage  
Fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?

Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt,  
Und viel zu grauenvoll, als daß man klage:  
Daß alles gleitet und vorüberrinnt.

Und daß mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,  
Herübergliedert aus einem kleinen Kind  
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

Dann: daß ich auch vor hundert Jahren war  
Und meine Ahnen, die im Totenhemd,  
Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar,

So eins mit mir als wie mein eignes Haar.<sup>3</sup>

entstanden am 25. Juli 1894

»Noch spür ich ihren Atem ...«. Das Selbstverständliche vertrauter Nähe hat sich entfernt, unversehens ist es er-innert; das überraschte, erstaunte »Noch« führt zu dem fragend beklommenen »Wie«; vielstimmig abschattiert erweist sich dieser Übergang; die bedeutsame Fermate vor der Frage verrät das wortlose Beben und aufkeimende Grauen, das Unfaßbare; als Widerhall zittert das soeben betörend Zauberhafte nach, nur als Hauch

<sup>1</sup> Gerhart Baumann starb am 19. August 2006 (Nachruf S. 450). Der hier abgedruckte Text ist die vom Autor verfaßte Studie über die »Terzinen«, welche er in verkürzter Form als Vortrag im Studium generale der Universität Freiburg am 13. November 2004 gehalten hat.

<sup>2</sup> Aufzeichnungen aus dem Nachlaß. In: GW RA III, S. 376.

<sup>3</sup> Terzinen. In: GW GD I, S. 21.

noch ist es zu spüren, ungreifbar und dennoch unvergeßlich; das Gefühl des Unwiederholbaren bricht unerbittlich hervor, bestätigt sich in jener dumpfen Frage, die verhüllt bereits die Antwort birgt, denn dieses Fragen dient mehr oder weniger nur zum Vorwand, das unmittelbar grauenvoll Gewisse abzdämpfen, jenes »Fort [...] für immer fort, und ganz vergangen [...]«. Aber auch die Frage vermag das Unausdenkbare nicht zu verzögern oder aufzuhalten, vielmehr führt es unausweichlich tief in das Abgründige.

Die Spur des Atems hinterläßt etwas unsäglich Bedeutsames, deutet auf vieles: dem Hauch ist bei Hofmannsthal noch das ursprünglich Magische eigen, lebensschaffendes und lebenszerstörendes Vermögen; am spürbarsten vollzieht sich das am Ich-Selbst; damit aber ist das auslösende Erlebnis berufen, aus dem die Terzinen-Folge einsetzt, das Ich-Gefühl, das sich in ihr erschließt. »Wir besitzen unser Selbst nicht: von außen weht es uns an, es flieht uns für lange und kehrt uns in einem Hauch zurück«. <sup>4</sup> Jede Begegnung, wie jede »neue bedeutende Bekanntschaft bewirkt Auseinanderfallen und neue Integration.« <sup>5</sup> Jeglicher Anhauch berührt das Selbst-Gefühl, durchweht das Ich, Sein und Schein; aber auch die Tage, die Erlebnisräume werden von dem Fluch der Vergänglichkeit behaucht, alles von unaufhaltsamer Auflösung betroffen, »weil eine eigene, mit jedem Atemzug des Lebens sich vollziehende Chemie das Leben immer mehr und mehr zersetzen wird, so daß selbst die Enttäuschungen, der Verlust der Illusionen, dieses unvermeidliche Erlebnis, nicht in einem Block in den tiefen Brunnen der Seele hineinstürzen wird, sondern zu Staub zerrieben, in Atomen, mit jedem Atemzug [...]«. <sup>6</sup> Die Worte wiederum sind »versiegelte Gefängnisse des göttlichen πνεῦμα [...]«. <sup>7</sup> und bringen dem Menschen Botschaft von sich selbst; ihr Berühren läßt die Herkunft spüren, erweckt die Erinnerung nach der Heimatlandschaft der Seele. »Wie der Lufthauch, der in stillen Nächten vom festen Lande her auf ein Schiff zuweht, traumhaft angefüllt mit dem Duft von süßem Wasser und dem Atem von Wäldern und Wiesen« (immer entbinden ja Düfte vor allem die Sprache der Erinnerung, mahnen an Dinge, die heimlich im Menschen sind, »Vorfrühling« und »Erlebnis« bezeugen es

<sup>4</sup> Das Gespräch über Gedichte. In: GW E, S. 497.

<sup>5</sup> Buch der Freunde. In: GW RA III, S. 248.

<sup>6</sup> Über Charaktere im Roman und im Drama. In: GW E, S. 492.

<sup>7</sup> Aufzeichnungen. In: GW RA III, S. 390.

ebenso wie »Der Jüngling in der Landschaft« und »Lebensquell«), »so weht aus der Sprache ein Hauch der Heimat, der jenseits aller Worte ist. In ihr bewegen sich wie dunkle verfließende Schatten so viele Gesichter, soviel Landschaft ist in ihr, soviel Jugend, soviel Unsägliches«. <sup>8</sup> Allein nur das Erinnern birgt der Duft, die Dinge selbst bleiben unbegreiflich entrückt, der Mensch hat sich von ihnen entfernt, ein Schauer überkommt ihn, nichts äußerlich Bedrohendes ist eingetreten, nur etwas ist als vergangen erkannt, und doch liegt in diesem Abschied etwas Unheimliches, das schwerlich übertroffen werden kann.

Das Beklemmende, dem Vergänglichen Ausgesetzte, das den Beginn der Terzinen durchbebt, wird im Vergleich noch deutlicher. Der »Noch«-Einsatz Goethes, welcher die »Trilogie der Leidenschaft« eröffnet, offenbart auch das Furchtbare des Verscheidens: »Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten [...]«. <sup>9</sup> Souveräner Selbstbesitz bannt indessen alles Verfängliche, vertraut dem Dauernden, das hinter allem Wechsel sich erhält, die Sprache selbst verbürgt das Bewahren des Geisteserzeugten; die Stanzas verheißten jene beschwörende Kraft, das Entschwundene zuletzt in der Gestalt des unverlierbar Wahren heraufzuführen. Der Anruf Nietzsches »Dem unbekanntem Gotte«: »Noch einmal eh ich weiter ziehe [...]« <sup>10</sup> bedeutet kraftvolle, trotzig Selbstgewißheit, unbeirrbarer Abbruch, ganz Zukunft, ohne verstörende Vergangenheit. Anders verhält es sich mit dem banger Entzücken Mörikes »Auf eine Lampe«: »Noch unverrückt, o schöne Lampe, schmückest du [...]« <sup>11</sup> Ihm fehlt die Zukunftsgewißheit, die Gegenwart selbst ist als Schönheit nur ein fast vergessener Raum, dessen keineswegs selbstverständlicher oder gar unantastbarer Besitz sich in der Betrachtung noch einmal bestätigen möchte; in die Freude über das »Noch unverrückt [...]« mischt sich bereits die Wehmut des Wie-lange-noch, ein Vorgefühl, daß diese Schönheit immer mehr in die Verborgenheit zurückgedrängt wird. Das »Noch« bei Loris-Hofmannsthal ist schwerer akzentuiert, zögernd nur

<sup>8</sup> Französische Redensarten. In: GW RA I, S. 237.

<sup>9</sup> Johann Wolfgang Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Hg. von Ernst Beutler. Bd. 1 (Sämtliche Gedichte), Zürich 1950, S. 473.

<sup>10</sup> Friedrich Nietzsche: Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hg. von Joachim Mette, Bd. II (Jugendschriften 1861–1864), München 1934, S. 428.

<sup>11</sup> Eduard Mörike, Auf eine Lampe. In: Ders.: Sämtliche Werke und Briefe. Hg. von Gerhart Baumann, Bd. 1, Stuttgart 1961, S. 93.

verbindet es sich dem Folgenden; es versichert sich nicht so bestimmt des Bleibenden im Wechsel, nicht einmal in der zagen Verhaltenheit Mörikes, vielmehr verspürt es »im Besitz den Verlust, im Erleben das stete Versäumen«. <sup>12</sup> Die Wasser ballen sich nicht zur kristallinen Kugel, sie rinnen zwischen den Fingern hindurch und nur ein feuchter Schimmer bleibt zurück. Dem frühen Hofmannsthal fehlt die Zuversicht, noch ist ihm der geheimnisvolle Sinn der Vergänglichkeit verborgen: »Und man ist dazu da, daß mans erträgt. / Und in dem ›Wie‹ da liegt der ganze Unterschied –«. <sup>13</sup> Die Weisheit von Halten und Nehmen, Halten und Lassen, bleibt unzugänglich, noch vermag er nicht die »Zeit« als auch ein Geschöpf des Vaters zu verehren. Das unaufhaltsame Vergehen verleiht der Gegenwart noch nicht erhöhten Glanz, vielmehr übersteigt es alles Sinnhaltige, wirkt lähmend und mündet in das Wortlose. Im Entstehungsjahr der Terzinen verzeichnet das Tagebuch am 26. November 1894: »Heute war [...] Schnee, dann taute es und war Kot und ein Wind, wie im März. ›Mein Frühling‹, sagte ich vor mich hin und hatte fast bis zum Weinen das Bewußtsein der Vergänglichkeit des Lebens.« <sup>14</sup> Ohne Lebensgeschichtliches ungebührlich hineinzuziehen oder gar für die Dichtung selbst zu überfordern, verdient berücksichtigt zu werden, daß Hofmannsthal wenige Wochen vor Niederschrift dieser Terzinen menschliches Vergehen in überaus persönlicher und angreifender Nähe wahrnehmen mußte, den Tod der hochverehrten Josephine von Wertheimstein; diese Erfahrung bestätigte sein beklommenes Ahnen, ließ ihn zutiefst erleiden, »wie viel unendliche Schönheit da für immer weggegangen [...] Es war schon [...] früher so grauenhaft, sie zu sehen; ihre edle, großartige Schönheit war in etwas Schattenhaftes, Verblichenes, Hilfloses verwandelt [...]«. <sup>15</sup> Diese Erscheinung, schon zuvor »Symbol für unzählige Dinge«, blickt auch aus den Terzinen hervor.

Jedes Einhalten und Besinnen, das Zögern und Schwanken, die ungleichartigen Kola, das ungleichmäßige Atmen – alles mündet in dem Unfaßbaren: »Dies ist ein Ding, das keiner voll aussinnt [...] Daß alles gleitet und vorüberrennt [...]«. Am unerbittlichsten aber erleidet das Ich dieses Vergehen und es vollzieht sich in der unheimlichsten Weise: in

<sup>12</sup> Gabriele d'Annunzio. In: GW RA I, S. 175.

<sup>13</sup> Der Rosenkavalier. In: GW D V, S. 39.

<sup>14</sup> Aufzeichnungen. In: GW RA III, S. 388.

<sup>15</sup> Brief an Elsa Bruckmann-Cantacuzène, 16. Juli 1894, in: B I, S. 106f.

der Selbstentfremdung. Bis zur Unverständlichkeit fremd und verblaßt ist jenes »kleine Kind«, aus dem ungehemmt das Ich herübergeglitten, um in jedem Augenblick weiter sich verfremdend abzulösen. Ein Thema aus »Gestern« wird aufgenommen, das nun, alles Spielerischen entkleidet, ohne Maske erscheint, jenes Gestern, dessen Atem noch zu spüren, das – mit den Worten Arlettes – »so fremd, so unbegreiflich weit[...]«:

Ein Etwas, das ich heute nimmer finde,  
Ein Zauber, den ich heute nicht ergründe.  
Je mehr du fragst, es wird nur trüb und trüber,  
Ein Abgrund scheint von gestern mich zu trennen,  
Und fremd steh ich mir selber gegenüber ... –<sup>16</sup>

und Miranda im »Weißen Fächer« bekennt sich zu diesem typischen Erlebnis, das immer wiederkehrt:

All unsre Einheit nur ein bunter Schein,  
Ich selbst mit meinem eignen Selbst von früher,  
Von einer Stunde früher grad so nah,  
Vielmehr so fern verwandt, als mit dem Vogel,  
der dort hinflattert.<sup>17</sup>

Im Erscheinungsjahr von »Gestern« vermerkt das Tagebuch: »Wir haben kein Bewußtsein über den Augenblick hinaus, weil jede unsrer Seelen nur einen Augenblick lebt. Das Gedächtnis gehört nur dem Körper: er reproduziert scheinbar das Vergangene, d.h. er erzeugt ein ähnliches Neues in der Stimmung: Mein Ich von *gestern* geht mich so wenig an wie das Ich Napoleons oder Goethes.«<sup>18</sup> Die Berührungen mit der Auffassung von Ernst Mach sind vielfach schon betont worden. Die Frage nach dem Selbst verstummt nie in der Dichtung Hofmannsthals; unablässig bis zum »Turm« drängt sie aus allem hervor; es ist jenes namenlose Heimweh, welches aufquillt in allem Erinnern, die Erinnerung aber einen unzulänglichen Spiegel bildet, wie in »Erlebnis« oder »Vor Tag«.

»Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd [...]«. Dieser Vers mit dem lastenden Orgelpunkt über dem dunklen »u« mag zunächst ein Befremden hervorrufen, bis man das magische Lebensgefühl darin

<sup>16</sup> »Gestern«. In: GW GD I, S. 242.

<sup>17</sup> »Der weiße Fächer«. In: GW GD I, S. 473/4.

<sup>18</sup> Aufzeichnungen. In: GW RA III, S. 333.

erkennt. Die Metapher bringt, entgegen ihrem Wesen, nicht Übersetzung, sondern etwas Ursprüngliches, und erst der wechselseitige Reflex erschließt die Beziehung. Das »Kind« erscheint vertraulich nahe, das eigene vergangene Ich blickt aus ihm, aber es ist auch unbegreiflich fern; mit dem »Hund« scheint den Menschen nichts zu verbinden, und dennoch kennt er jenes zärtliche Mitgefühl zum Kreatürlichen und eine »phantasievolle Sinnlichkeit, die sich etwa auch in ein Tier hinein-träumen« kann, »in einen Hund, in einen Schwan.<sup>19</sup> Der Mensch, der auf sein früheres Wesen zurückblickt, gewahrt sich traumhaft, nah und fern zugleich, und etwas Erlösendes und Quälendes liegt in diesem Sich-Erblicken, menschliches Mitgefühl und kreatürliche Wortlosigkeit: »unheimlich stumm und fremd.«

Das Ich ist der geometrische Ort für die sich mit jedem Atemzug entfremdenden Geschehnisse; die Form der Terzine selbst wird von dieser auflösenden »Vergänglichkeit« betroffen; ihre Reimbindung aba cbc dcd stellt eine fortlaufende Kette her, die durch ein Glied jeweils dem Vorhergegangenen verbunden bleibt; dieses Vorwärtstrebende, das sich jedoch seiner Herkunft verpflichtet weiß, erzielt die reinsten Wirkungen, wenn im Wechsel die Dauer berufen wird. Die Eingangsterzinen zu »Faust II« bezeugen im Gleichnis des beleuchteten Wassersturzes des »bunten Bogens Wechseldauer«,<sup>20</sup> der über allen Wandel dem Menschen auch Bleibendes verheißt; ähnlich erscheint »Bei Betrachtung von Schillers Schädel« – um die vollendetsten Gebilde deutscher Sprache in diesem Versmaß vor Hofmannsthal anzuziehen – als Hochgewinn der sich dem Menschen offenbarenden »Gott-Natur«: »Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen, / Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.«<sup>21</sup> Diese »Dauer im Wechsel« verbürgende Reimbindung der Terzine hat Hofmannsthal in der Folge »Über Vergänglichkeit« folgerichtig aufgelöst zugunsten inselhaft in sich abgeschlossener Strophen, die alles Zurückverweisende leugnen, das grauenvolle Wirken der stummen Zeit bezeugen.

Nach einer überlangen Dehnung setzt das vierte Terzinenglied mit »Dann« ein, um sofort durch eine schwere Pause die völlig neue Perspektive vorzubereiten, wiederum »ein Ding, das keiner voll aussinnt«.

<sup>19</sup> »Lucidor«. In: GW E, S. 181.

<sup>20</sup> Goethe, Die Faustdichtungen. In: Goethe, Gedenkausgabe (wie Anm. 9), Bd. 5, S. 294.

<sup>21</sup> Goethe, »Im ersten Beinhaus [...]«. In Goethe, Gedenkausgabe (wie Anm. 9), S. 522.

Das Ich ist nicht unersetzbar, leicht scheint es löslich im Fluß der Zeit, deren verfremdende Macht unablässig spürbar. Aber noch ein anderes »Weltgeheimnis« zuckt auf: das Ich als tiefer Brunnen, in dessen dunklem Spiegel die Gesichte zahlloser Ahnen schlafen, da »wird an Dinge, dumpf geahnt«, erinnert.<sup>22</sup> Das Ich entstammt einer Ferne, die tiefer gegründet als das Geschehene, eine Einsicht, die gleichfalls Schauern erregt: »daß ich auch vor hundert Jahren war [...]«. Die Lebensgewebe des Menschen sind mit feinen, unabsehbar langen Fäden durchsetzt. »Ihm ist die Gegenwart in einer unbeschreiblichen Weise durchwoben mit Vergangenheit: in den Poren seines Leibes spürt er das Herübergelebte von vergangenen Tagen, von fernen nie gekannten Vätern und Urvätern, verschwundenen Völkern, abgelebten Zeiten [...]«. <sup>23</sup> Ein Brief aus dem Sommer 1895 umkreist dieses Lebensgefühl:

Von Zeit zu Zeit schauen wir mit einem Aug aus unsrer Person heraus, wie man für einen Augenblick unter der Maske herausschielt [...] und zwischen unsäglichen Ahnungen und kinderhafter Vergessenheit, gefangen und frei, kommen wir weiter [...] und wir sind Tod und Leben, sind Ahnen und Kinder, sind unsre Ahnen und unsre Kinder im eigentlichsten Sinn, ein Fleisch und Blut mit ihnen.<sup>24</sup>

Eine Aufzeichnung von Anfang 1894 führt aus: »Wir sind mit unsrem Ich von Vor-zehn-Jahren nicht näher, unmittelbarer eins als mit dem *Leib* unserer Mutter. Ewige *physische* Kontinuität.«<sup>25</sup> Die Nähe zu Ernst Mach wird wiederum deutlich: »Was wir am Tode so sehr fürchten, die Vernichtung der Beständigkeit, das tritt im Leben schon in reichlichem Maße ein.«<sup>26</sup> Von dieser Anschauung durchdrungen, konnte Hofmannsthal später dem Vater schreiben:

Und die Traurigkeit über den Tod der guten, guten Mama löst sich in eine stille Wehmut auf: denn daß sie wegschwinden konnte, ist nicht befremdlicher, ist aus keiner andern Ordnung der Dinge, und ist nicht unbegreiflicher, als daß ich selbst hier herumgehe, derselbe und doch so ein anderer als dieses Kind von damals.<sup>27</sup>

<sup>22</sup> »Weltgeheimnis«. In: GW GD I, S. 20.

<sup>23</sup> »Der Dichter und diese Zeit«. In: GW RA I, S. 68.

<sup>24</sup> BW Oppenheimer I, S. 59.

<sup>25</sup> Aufzeichnungen. In: GW RA III, S. 376.

<sup>26</sup> Ernst Mach: Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen, Jena 1906, S. 3/4.

<sup>27</sup> Brief an den Vater vom 15. Juli 1904. In: B II, S. 149.

Im Grauen der Vergänglichkeit offenbart sich auch dieses: nichts tritt völlig unerwartet vor den Dichter hin, »alles ist, als wäre es schon immer dagewesen, und alles ist auch da, alles ist zugleich da. Er kann kein Ding entbehren, aber eigentlich kann er auch nichts verlieren, nicht einmal durch den Tod. Die Toten stehen ihm auf, nicht wann er will, aber wann sie wollen, und immerhin, sie stehen ihm auf.«<sup>28</sup> Vorstellungen von Novalis, mit dem Hofmannsthal sich immer brüderlich verbunden fühlte, blicken verwandt in diesen Zusammenhang. Die Königin im »Bergwerk von Falun« ist nicht ausgesetzt dem Fluten der Zeit ohne Halt, sie besitzt die Gabe:

[...] das uralte heilige Gestern,  
Ruf ich es auf, umgibts mich und wird Heut:  
Und Dunkelndes und Funkelndes vergeht,  
Und Längstversunknes blüht und glüht herein.<sup>29</sup>

Der Mensch steht nicht außerhalb der Zeit; die flüchtige Gegenwart ist ihm nur als Vergangenheit beständig, dem längst Gelebten, Vor-Gelebten bleibt er innig verwandt, den Ahnen, »die im Totenhemd«. Wie alles Nahe für immer fort und »ganz vergangen«, so bleibt die fernste Ahnenferne zeitlos nah, ja in unüberbietbarer Steigerung wird das Unverlierbare gesiegelt: »So eins mit mir als wie mein eignes Haar.«

## II

Die Stunden! wo wir auf das helle Blauen  
Des Meeres starren und den Tod verstehn,  
So leicht und feierlich und ohne Grauen,

Wie kleine Mädchen, die sehr blaß aussehn,  
Mit großen Augen, und die immer frieren,  
An einem Abend stumm vor sich hinsehn

<sup>28</sup> »Der Dichter und diese Zeit«. In: GW RA I, S. 69.

<sup>29</sup> »Das Bergwerk zu Falun«. In: GW D II, S. 106.



Und wissen, daß das Leben jetzt aus ihren  
Schlaftrunken Gliedern still hinüberfließt  
In Bäum und Gras, und sich matt lächelnd zieren

Wie eine Heilige, die ihr Blut vergießt.<sup>30</sup>

entstanden am 30. Juli 1894

Einen grenzenlosen Zustand entbindet diese Terzinen-Folge, Stunden, in denen der Blick in unabsehbare Tiefe starrt, magisch angezogen von dem »hellen Blauen«, diesem unfaßbaren Tun des Meeres, »das sich träumend regt, / Der leise Puls des stummen Lebens schlägt.«<sup>31</sup> In solchen Stunden: »All Gegenwart, / All Sinn, all wie im Traum«.

– Wie einer über des gleitenden Schiffes Bord gebeugt  
Auf leerem blauem schweigendem Meer  
Einer Insel entgegenstarrt  
Und meint, sie schwebt ihm entgegen [...]<sup>32</sup>

Ein Gefühl von Schwerelosigkeit erwacht, antwortet dem Grenzenlosen, das etwas von der Essenz des mallarméschen »Azur« besitzt. In dieser Durchsichtigkeit gewinnt der Tod etwas Leichtes und Feierliches, schwebend Unbeschwertes, ohne Grauen: er erscheint als »die Vorwegnahme des möglichen Schicksals, die zugleich Aufhebung und Überwindung des Gegenwärtigen sein kann«, wie es Hofmannsthal in »Ad me ipsum« mit den Worten aus dem »Goethe«-Buch von Gundolf benennt.<sup>33</sup> Der Tod selbst ist ambivalent »als eine Art Furcht-Hoffungs dämon«. In der gesamten Terzinen-Folge ist deutlich zu bemerken, wie Hofmannsthal auf seine Weise Urworte. Orphisch bietet: Daimon-Ananke-Tyche-Eros; nur ist bei ihm die Kette dieser Motive unübersichtlich enger verschlungen, so daß das Einzelne sich nicht ohne weiteres sondern läßt, die wechselseitigen Spiegelungen eine Scheidung nicht verstatten.

Ein stummes In-Erwartung-Sein, frühe Müdigkeit und späte mystische Trauer, sie blickt aus diesen Mädchen »mit den naiven, gleichsam

<sup>30</sup> GW GD I, S. 21.

<sup>31</sup> »Der Tod des Tizian«. In: GW GD I, S. 258.

<sup>32</sup> »Brief«. An Richard Dehmel. In: GW GD I, S. 152/3.

<sup>33</sup> »Ad me ipsum«. In: GW RA III, S. 614. Vgl. Friedrich Gundolf: Goethe, Berlin 1917, u.a. S. 675 und 677.

verlegenen Bewegungen, den von nichts wissenden Körpern«. <sup>34</sup> Man geht schwerlich fehl in der Annahme, daß diese Vorstellung von der Ausstellung der Präraffaeliten wesentlich empfangen, die Hofmannsthal wenige Wochen zuvor gewürdigt hatte. Deutlich fühlt man sich an jene Psyche gemahnt: »Selbstvorstellung, ahnend träumen [...] Psyche, die jüngerling-mädchenhafte, die nichts erlebt hat als ihr eigenes rätselhaftes Auf-der-Welt-Sein, die aus unergründlichen Augen bange schaut [...]«. <sup>35</sup> Wiederum sind diese Gesichte, in denen die Erinnerung an Burne-Jones noch lebendig, keineswegs metaphorisch aufzufassen, vielmehr ist es das unmittelbare Sichtbarwerden des Gefühls; nicht zufällig bemerkt Hofmannsthal diese »von innen heraus dem Körper angeschaffene Schönheit«, dieselbe, die Goethes Sinn beim Anblick der kühnen und edlen Linien von Schillers Totenschädel tief ergreift, diese von innen heraus notwendige Schönheit, gleichsam eine so vollendete Durchseelung des Leiblichen, daß sie wie Verleiblichung des Seelischen berührt« im Bemühen der Präraffaeliten. <sup>36</sup> Nicht zufällig steht diese Kunst auch unter dem Zeichen Dantes. Rudolf Kassner bemerkt in seinem von Hofmannsthal geschätzten Buch über die »Englischen Dichter« von Burne-Jones, seine eigenen Augen blickten ihn aus allem an.

Und diese Augen auf den Bildern können nicht etwas erblicken, sie sehen sich nicht an etwas fest, an etwas, das sie noch nicht gesehen haben, sie können nicht auf- und nicht niederblicken, kein Aufwachen vermag sie zu entzücken und kein Schlaf ihre Lider zu senken [...]. Sie können gar nicht anders als widerspiegeln, dem Leben den Traum, dem Wunsche das Versagen wiedergeben, und das wirkliche Leben ist nur ein trauriger Zug von Möglichkeiten, welche an ihnen Träume vorbeiführen. <sup>37</sup>

Diese Träume besitzen nicht die Wärme des Lebensvollen, sie sind ein wenig blasser, sie behalten etwas Durchlässiges, so daß man die Dinge neben sich stärker fühlt als sich selbst, das Stumme und Unbelebte erscheint beseelter; es ist der Zustand einer eigentümlichen Schlaftrunkenheit. Der Abend gewährt die Erfüllung der Alleinheit, das In-

<sup>34</sup> »Über moderne englische Malerei«. In: GW RA I, S. 547.

<sup>35</sup> Ebd.

<sup>36</sup> Ebd., S. 550/1.

<sup>37</sup> Rudolf Kassner: Englische Dichter (1920). In: Ders., Sämtliche Werke. Hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1969 ff., Bd 3 (1976), S. 465–632, S. 600.

Eins-Verfließen, das »Sinne stumm und Worte sinnlos macht.«<sup>38</sup> Alle Widerstände schwinden, der Sinn wird im Lösenden gefunden; es ist jener »Zustand«, den Loris einmal durchfühlt: »als wären meine Pulse geöffnet und leise ränne mein Blut mit dem Leben hinaus und mischte sich mit dem Blut der Wiesen, der Bäume, der Bäche«.<sup>39</sup> In dieser stummen Hingabe, dem Sich-Verströmen, sich in fremdem Dasein Auflösen vollzieht sich die bezwingende Bezauberung des Magischen: »Sie ist, was unser Leib ist, und unser Leib ist, was sie ist!«<sup>40</sup> Es ist ein unaufhörliches Verwandeln und Entgrenzen und dennoch kein vages Zerfließen, ein Vollzug, so »leicht und feierlich und ohne Grauen [...]«. Die Dinge an sich sind nichts, sondern Vermittlungen dichterischer Offenbarung, Traumspiegelungen der Wirklichkeit, die sich wechselseitig zu einem Unzerlegbaren und Ungreifbaren integrieren, die nur als unaufhörliche Verwandlung verstanden werden können, als »Aquariumatmosphäre des Lebens: nichts fest, alles an den Rändern magisch, ineinander lebendig überrinnend [...]«<sup>41</sup> Dieses Verfließende bewirkt nicht zuletzt der Rhythmus, der unaufhörlich den Vers entgrenzt, jedes Verweilen ist ein unmerkliches Weiterdringen, so daß sich jede Fügung verschleiert, nur in einem Verlangsamten deuten sich die Übergänge sachte an. Alles bleibt in der Schweben des Doppel- und Vieldeutigen, das Meer und die Bäume, das Starre und Fließende, Dionysische und Christliche, die kleinen Mädchen und das alterslose Wissen, die Müdigkeit, die den Traum belebt, die stumme Gebärde, die aus allem spricht. Getrennte Zeiträume und Seelenlagen durchdringen sich, so wie es Hofmannsthal in der Kunst der Präraffaeliten wahrgenommen hatte,

eine Welt, die gleichzeitig antik, ja mythisch und doch durch und durch christlich, ja englisch anmutete, Gestalten mit einer fast mystischen Traurigkeit in den sehnsüchtigen Augen, mit den naiven puppenhaften Gebärden kindlicher Kunstepochen und dabei in allegorischem Handeln und Leiden von unendlicher Tragweite befangen.<sup>42</sup>

Das Ganze verdichtet einen tiefen Zustand des Gemüts, ein Sich-leichter-Fühlen und banges Erwarten, trauervolles Wissen und unendliche

<sup>38</sup> »Der Tod des Tizian«. In: GW GD I, S. 252.

<sup>39</sup> Aufzeichnungen. In: GW RA III, S. 376.

<sup>40</sup> »Das Gespräch über Gedichte«. In: GW E, S. 503.

<sup>41</sup> Aufzeichnungen. In: GW RA III, S. 409.

<sup>42</sup> »Über moderne englische Malerei«. In: GW RA I, S. 546

Ruhe, daß das Ich und die Welt nichts Verschiedenes sind. Wenn das im Ich dumpf zusammengedrückte All sich in die Dinge verströmt, das Mysterium vollzieht, entsteht das Gedicht: »[...] in sich fertig werden, den Dingen ihre Seele abgewinnen, in ihre Blutwärme untertauchen, aus ihnen mit den naiven Augen ihrer Liebe heraus schauen: das ist zugleich alle Poesie [...].«<sup>43</sup>

### III

Wir sind aus solchem Zeug wie das zu Träumen,  
Und Träume schlagen so die Augen auf  
Wie kleine Kinder unter Kirschenbäumen,

Aus deren Krone den blaßgoldnen Lauf  
Der Vollmond anhebt durch die große Nacht.  
... Nicht anders tauchen unsre Träume auf,

Sind da und leben wie ein Kind, das lacht,  
Nicht minder groß im Auf- und Niederschweben  
Als Vollmond, aus Baumkronen aufgewacht.

Das Innerste ist offen ihrem Weben;  
Wie Geisterhände in versperrem Raum  
Sind sie in uns und haben immer Leben.

Und drei sind Eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum.<sup>44</sup>

Entstanden am 27. Juli 1894

»Wir sind aus solchem Zeug wie das zu Träumen [...]« mit dieser Prospero-Beschwörung hebt die Folge III an, und dieser Vers ist Motto zugleich und Mitte; immer fühlt Hofmannsthal dieses Prospero-Wesen in sich leben, »ein Schatten von Müdigkeit ist auf seinem adeligen Gesicht, und Mirandas Blumenhände greifen nach der Spange, ihm den dunklen Zaubermantel von der Schulter zu lösen.«<sup>45</sup> Dieser Traum-Stoff ist schwe-

<sup>43</sup> Aufzeichnungen. In: GW RA III, S. 382.

<sup>44</sup> GW GD I, S. 21

<sup>45</sup> »Shakespeares Könige und große Herren«. In: GW RA I, S. 39.

bend und schwer, vergänglich und zeitlos, alles Nacheinander verzaubert er zum Zugleich, eine Einheit von Uraltem und Spätzukünftigem. In diesem Geisterkönig erblickt der Schauspieler seiner »selbstgeschaffnen Träume«<sup>46</sup> einen erlauchten Ahnen, hinter der Prospero-Maske träumt Loris den »Traum von großer Magie«;<sup>47</sup> aufschließend bekennt er im »Terzinen«-Jahr: »Einige begreifen das Leben aus der Liebe. Andere aus dem Nachdenken. Ich vielleicht am Traum.«<sup>48</sup> Ein leiser Anruf, eine kaum merkliche Gebärde: »Und Träume schlagen so die Augen auf [...]«. Die Magie der Dichtung liegt darin, daß sie Worte um der Worte willen ausspricht, um der »magischen Kraft willen, welche die Worte haben, unseren Leib zu rühren, und uns unaufhörlich zu verwandeln«<sup>49</sup> – wie das »Gespräch über Gedichte« weiß, dieser kühnste Versuch, den Traum von großer Magie nicht nur in dem völligen Außersichsein der Poesie zu berufen, sondern im völligen Zusichkommen vollkommener Prosa zu fassen. Die traumhaft magische Gewalt der Worte spiegelt sich am empfänglichsten im Gemüt von Kindern, ihr Zauberkreis geht in dem Spiegel traumhafter Sehnsucht auf; wiederum begegnen sich im Widerschein gedächtnisschweres Prospero-Greisentum und das Vorwegnehmende, das Kindhafte, eine Begegnung, die Hofmannsthal immer wieder vollzieht: »[...] niemand vornehmer, niemand anmutiger als die, die noch kein Gedächtnis haben [...]. Sich als Kinder zu fühlen, als Kinder zu betragen, ist die rührende Kunst reifer Menschen.«<sup>50</sup> Das schwebend Anmutige des Traumzustandes, das sich unauflöslich mit dem staunenden und bewundernden Blick von Kindern vereinigt, entbindet jegliches aus seiner Beschränkung, ja bezeugt sich darin, das eine im anderen sichtbar werden, die duftigen, beständig sich bewegenden und verwandelnden Traumvorstellungen übereinandergreifen zu lassen, viele Sphären zu berühren, denn alle diese Vorstellungen von »Kindern«, »Kirschenbäumen«, dem »Vollmond« bilden eine Atmosphäre um sich aus.

Die strenge Terzinen-Form selbst ist völlig entsprödet, die Kola bekommen etwas Proteisches, unendlich Wandlungsfähiges. Eine Vor-

<sup>46</sup> »Der Tod des Tizian«. In: GW GD I, S. 247.

<sup>47</sup> Aufzeichnungen. In: GW RA III, S. 406.

<sup>48</sup> Ebd., S. 386.

<sup>49</sup> »Das Gespräch über Gedichte«. In: GW E, S. 503.

<sup>50</sup> »Ein neues Wiener Buch«. In: GW RA I, S. 228.

stellung verschlingt sich kunstvoll und mühelos mit der nächsten; das mehrfache Zurückschlingen und Anklingen gibt dem Leuchtenden noch die bemerkenswerte Dichte, bildet den Reigen geisterhafter Beziehungen, der verdeckte Zusammenhänge zeitigt. Die Dinge gewinnen in dieser Bewegung Leben und Gesicht, »sind in uns als unsre Träume, lange verborgen, oft vergessen, und doch fähig, in irgend einer Stunde aus unsrem Inneren heraus so stark zu leben, daß wir nur mehr wie der hohle Baum sind, und sie wie die Dryade, die im Baume haust«. <sup>51</sup> Die Bahn des Mondes »durch die große Nacht« greift weit aus, und die Spur ihrer Bezauberung führt weit in das Wortlose hinein; seit der Nachtrede des Gianino im »Tod des Tizian« hat Hofmannsthal mit Vorliebe das Magische des Mondlichts berufen, um die Einheit von Mensch und Ding und Traum aufglänzen zu lassen, in der alles Gegenüber in einem Ineinander, alles Nacheinander in einem Miteinander aufgehoben ist. In sich selber selig schweben die Traumgesichter auf und nieder, das Widerstandslose und Liquide dieses Aggregatzustandes verwirklicht sich in den Assonanzen und Alliterationen, vor allem aber auch in der erlebten Vokal-Musik, ihren betörenden Variationen und Liquida-Bindungen. Der Rhythmus, fern von allem mechanischen Metrum, gehorcht der leisesten Regung des Dichters. Beispielhaft vollendet sich hier das Wesen des Hofmannsthal-Gedichts: »[...] ein gewichtloses Gewebe aus Worten [...], die durch ihre Anordnung, ihren Klang und ihren Inhalt, indem sie die Erinnerung an Hörbares mit dem Element der Bewegung verbinden, einen genau umschriebenen, traumhaft deutlichen, flüchtigen Seelenzustand hervorrufen [...]«. <sup>52</sup> Der Dichter:

Mit dem ungeheueren Gemenge,  
 Das er selbst im Innern trägt, beginnt er  
 Nach dem ungeheueren Gemenge  
 Äußern Daseins gleichnishaft zu haschen. <sup>53</sup>

Das Gleichnishaft bedeutet für Hofmannsthal immer auch Identifikation; daher rührt die mystische Innigkeit des Sich-Aussprechens in allem, in Traum und Kind, Gestirn und Gebärde; keine Scheidung wird

<sup>51</sup> Ansprache. In: GW RA I, S. 21

<sup>52</sup> Poesie und Leben. In: GW RA I, S. 15/6.

<sup>53</sup> »Das kleine Welttheater«. In: GW GDI, S. 384.

anerkannt zwischen Belebtem und Unbelebtem; das scheinbar Leblose hat ein mitwissendes Gesicht, und das Belebte die Sensibilität des Pflanzenhaften. Der Dichter wohnt in allen Dingen, und alle sind gleichnishaft um ihn geordnet, er ist offen für alle Dinge, und ihr Inneres ist ihm geöffnet. Sein Lebenstraum ist Heimat aller Träume; diese bergen die geheimsten Regungen und projizieren sie als lebendige Hieroglyphen in das Bewußtsein; dem Dichter sind Menschen und Gedanken und Träume völlig eins: »er kennt nur Erscheinungen, die vor ihm auftauchen und an denen er leidet und leidend sich beglückt«. <sup>54</sup>

Träume gleichen Kindern, ihrer vielwertigen Naivität, mit der sie die Zeichen ineinanderspielen, das Lockende und Drohende seltsam vermischen im Überschwang der Phantasie; sie spiegeln das eigene Wesen als Welt und die Welt als Anschauung ihres Wesens; Träume sind Leben:

Das Innerste ist offen ihrem Weben;  
Wie Geisterhände in versperrtem Raum  
Sind sie in uns und haben immer Leben.

Damit ist zugleich der Dichter mitbenannt, der Traumträchtige – und damit den Kindern innig verwandt; er ist von »geheimnisvollen Mächten [...] beherrscht, wie der zierliche Magnet von ungeheuren, im Ungewissen gelagerten Kräften«. <sup>55</sup> Er schafft aus »Vergangenheit und Gegenwart, aus Tier und Mensch und Traum und Ding, aus Groß und Klein, aus Erhabenem und Nichtigem die Welt der Bezüge [...] die Übergänge sind niemals schwer für ihn [...] alles ist, als wäre es schon immer dagewesen.« <sup>56</sup>

»Und drei sind Eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum«.

Der Mensch kann sich völlig in ein Ding versetzen, das Leben traumhaft erleben, ein Ding kann das mitwissende Gesicht eines Menschen annehmen, die Distanz des Geträumten einnehmen, ein Traum vermag sich als Menschleben zu offenbaren und als Gewebe von Dingen. Zu Beginn des Terzinen-Jahres schreibt Hofmannsthal dem vertrauten Gefährten Leopold Andrian:

<sup>54</sup> »Der Dichter und diese Zeit«. In: GW RA I, S. 67.

<sup>55</sup> »Ein neues Wiener Buch«. In: GW RA I, S. 229.

<sup>56</sup> »Der Dichter und diese Zeit«. In: GW RA I, S. 68/9.

mein inneres Leben macht aus Menschen, Empfindungen, Gedanken und Büchern eine wirre Einheit, die Wurzeln aller dieser Dinge wachsen durcheinander wie bei Moos und Pilzen und man spürt auf einmal, daß die Scheidung von Geist und Sinnen, Geist und Herz, Denken und Tuen eine äußerliche und willkürliche ist.<sup>57</sup>

Der spruchhafte Sinnschluß weist in der charakteristischen Kreisrückbiegung zum Beginn; auch er ist Mitte und konzentrische Kreisfigur; der Faden des Endes reißt nicht ab, sondern schlingt sich in den Faden des Beginns zurück; Prospero-Loris hört in allem das eigene Echo mit; er vollzieht in diesen Terzinen ein Selbstgewahrwerden auch in der Art einer Dichtung über das Dichten. Sie besitzen noch die unverstörte Einheit des Magischen, alles geht auf ein Ganzes; sobald aber dieser »glorreiche, aber gefährliche Zustand« verlassen, die narzißhafte Einsamkeit durchbrochen – die Gedichte Hofmannsthals rufen »ihre Liebe an das Dasein über diesen Gürtel von Einsamkeit hinüber«<sup>58</sup> – als der schicksallose Zusammenhang der Worte zerfällt, der Dichter dem vorweggenommenen Geisterkönigtum entsagt, um den Weg schicksalhafter Erfüllung und Selbst-Besinnung zu betreten, verstummen seine Gedichte.

<sup>57</sup> BW Andrian, S. 21

<sup>58</sup> BW Bodenhausen, S. 128.